

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Geisterseher**

**Schiller, Friedrich**

**München, 1922**

Das Geheimnis des Erbprinzen

[urn:nbn:de:bsz:31-247502](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-247502)

Doch nun lassen Sie mich erzählen, was ich über das Geheimnis meines verstorbenen Veters, des Erbprinzen, weiß — es ist nötig, das Sie eingeweiht sind in die Familienverhältnisse unseres Hofes.“

\* \* \*

#### Das Geheimnis des Erbprinzen

„Sie erinnern sich, Baron,“ fuhr Prinz Alexander fort, „der Tage in Basel vor drei Jahren, als wir zum letzten Male meinen Vetter sahen? Wir waren gerade im Begriff, abzureisen, als ein reitender Bote vor den ‚Drei Mohren‘ vorritt und mir Nachricht brachte, daß die Kutsche des Erbprinzen ihm folge und daß ich meine Abreise verschieben möchte. Mein Vetter kam eine Stunde später an, stürzte aufgeregt die Treppen herauf, kam in mein Schlafzimmer und sperrte die Tür hinter sich ab.

Er verlangte damals von mir Geldsummen in beträchtlicher Höhe. Er sagte mir nicht, wozu er das Geld benötige; doch zeigte sein ganzes Gebaren, daß er dringend diese Hilfe gebrauche. Ich bot ihm an, was ich hatte — aber das reichte bei weitem nicht aus. Sie kennen ja die lächerlich geringe Apanage, die mir seit vielen Jahren unser Hof sendet — meinem Vetter war diese Ziffer natürlich auch bekannt, wurde er doch selber ebenso knapp gehalten wie ich. Er war es, der mich damals darauf aufmerksam machte, daß meine

Schwester Henriette als regierende Herzogin eines außerordentlich reichen Hauses ja fast unbegrenzte Mittel zur Verfügung habe. Ich schlug ihm also vor, sich an Henriette zu wenden, aber mein Vetter zuckte die Achseln. Mir würde sie gewiß geben, erklärte er, ihm keinen Pfennig. Er bat mich, es ihm zu erlassen, seine Gründe für diese Annahme zu erklären. Kurz und gut, der Erbprinz veranlaßte mich, an meine Schwester zu schreiben und um eine Unterstützung zu bitten. Ich tat das und erhielt umgehend das verlangte Geld. Nun wissen Sie auch, lieber Baron, wohin das Geld ging, das mir durch diese Jahre von meiner Schwester gesandt wurde — bis auf den letzten Gulden hat es stets der Erbprinz bekommen. Das erstmal, als ich vor zwei Monaten in eigenem Interesse Herzogin Henriette um Geldunterstützung bat — erhielt ich die Ihnen bekannte schroffe Ablehnung.

Ich habe niemals gefragt, wozu mein Vetter all dieses Geld gebrauchte, es war mir, offen gestanden, auch völlig gleichgültig. Ich wußte, daß er es wirklich nötig hatte — und es war mir eine Freude, als — verstehn Sie, Baron! — als loyaler Untertan meinem zukünftigen Herrn dienlich sein zu können — ich betrachtete es als völlig selbstverständlich, meinem Vetter beizustehn ohne eine Frage zu stellen.

Erst nach seinem Tode kam das Geheimnis her-

aus; erst jetzt habe ich einigermaßen genaue Kenntnis darüber erhalten.

Während einer Reise in Franken vor nunmehr sechs Jahren lernte der Erbprinz auf einem Landsitz eine junge Dame kennen, in die er sich hoffnungslos verliebte. Dieses Mädchen war aus fürstlichem Hause, ihre Familie eine verarmte, aber alte und anerkannte, die zu verschiedenen Malen in regierende Häuser hineingeheiratet hatte und durchaus als ebenbürtig galt. Aber diese Familie war streng katholisch und in diesem Glauben war auch Elisabeth — dies war ihr Name — erzogen worden; mehr noch, sie hing über alles an ihrem Glauben und war außerordentlich fromm. Da andererseits unser Haus eines der strengsten und zugleich hervorragendsten protestantischen Deutschlands ist, so schien eine Ehe vollkommen ausgeschlossen. Es kam aber noch etwas andres hinzu, das die Empfindungen meines Veters vollkommen hoffnungslos erscheinen ließ: das junge Mädchen teilte keineswegs seine glühende Liebe. War sie ihm im Anfang harmlos und mit herzlicher Freundschaft entgegengekommen, so schwand doch dieses Gefühl, sobald sie die Neigung des Erbprinzen erkannte; ja, es machte bald einer ausgesprochenen Abneigung gegen ihn Platz. Je mehr mein Vetter seine Bewerbungen fortsetzte, je offener seine Gefühle wurden, um so mehr entwickelte sich in Elisabeth ein Gefühl des Wider-

willens, ja geradezu des Abscheus gegen diesen beharrlichen Liebhaber.

Dennoch gab der Prinz seine Hoffnungen nicht auf. Zunächst versuchte er bei seinem Vater etwas zu erreichen; aber schon leichte Anspielungen, die er gelegentlich machte, stießen auf einen solchen Widerstand bei dem alten strengen Herzog, daß er sich sehr bald bewußt wurde, daß er von dieser Seite auf keinerlei Hilfe rechnen konnte. Die einzige Folge, die diese Versuche hatten, war die, daß seine Apanage noch mehr beschnitten und daß ihm jede Reise außerhalb des Herzogtums verboten wurde.

Mein Vetter faßte nun den herzhaften Entschluß, die unglückliche Liebe aus seinem Herzen herauszureißen. Schlecht von seinen Höflingen beraten, schien ihm hierzu nichts geeigneter zu sein, als sich in ein recht wildes Leben zu stürzen, um beim Wein, beim Spiel und den Weibern sein Abenteuer zu vergessen. Schwach und kränklich von Kindesbeinen an, ohne viel Widerstandskraft, legte er hierdurch bald den Grund zu der Krankheit, die ihn so früh dahinraffen sollte. Doch schien es, als ob er in diesem heillosen Leben wenigstens den Schmerz seiner unglücklichen Liebe vergessen hätte. Da schickte ihn sein Vater zu den Vermählungsfeierlichkeiten der hessischen Herrschaften nach Darmstadt — dort traf er Fürstin Elisabeth wieder. Er sah sie — und all seine Vorsätze

waren im Augenblicke vergessen. Voller Verzweiflung betrank er sich maßlos an diesem Abend — stürmte in den Tanzsaal und führte sich vor allen Leuten derartig auf, daß man ihn mit Gewalt entfernen mußte. In der nächsten Nacht bestach er einige Lakaien des Schlosses und drang, wiederum unter dem starken Einfluß von Wein, in das Schlafzimmer Elisabeths. Er machte ihr eine wilde Szene, drohte mit Selbstmord, wenn sie ihn nicht erhören wollte — kurz, er tat alles, um ihren Widerwillen zu einem ausgesprochenen Ekel zu verstärken. Schließlich schrie sie um Hilfe.

Der Skandal war ein so vollständiger und öffentlicher, daß mein Vetter sofort zurückgerufen wurde; sein Vater bestrafte ihn damit, daß er ihn auf einem kleinen Schlosse, das er nicht verlassen durfte, gefangen setzen ließ.

Und nun geschah etwas Merkwürdiges. Wenige Wochen, nachdem er dieses Schloß bezogen hatte, fand er eines Abends auf seinem Schreibtisch einen Brief, worin ihm die kurze Mitteilung gemacht wurde, daß die Fürstin Elisabeth einwillige, die Seine zu werden, wenn er sich bereit erkläre, auf die Bedingungen, die sie ihm stelle, einzugehn. Diese Bedingungen selbst waren nicht genannt; es war nur noch der Wunsch ausgesprochen, der Erbprinz solle unter diese Zeilen entweder ein ‚Ja‘ oder ein ‚Nein‘ setzen und den Brief in der rechten Schublade seines Schreibtisches verschließen.

Ist es ein Wunder, daß mein Vetter, ohne einen Augenblick zu zaudern, ein großes ‚Ja‘ hinschrieb?

Bereits um diese Zeit machten sich die ersten Anzeichen der Krankheit bei ihm bemerkbar, die ihm die Liebesnächte mit einer französischen Tänzerin eingetragen hatten. Doch glaubte er mit Hilfe seines Arztes, der ihm sichere Heilung versprach, hierüber hinwegzukommen.

Als er am nächsten Tage von einem Spaziergange im Schloßgarten zurückkam und das Schubfach öffnete, fand er eine Antwort, die ihm die Bedingungen mitteilte. Es waren dies folgende:

Die Hochzeit sollte im geheimen stattfinden, und zwar nach katholischem Ritus; auch müsse er vorher einen Eid schwören, daß er ein etwaiges Kind sofort katholisch taufen lassen und im katholischen Glauben erziehen lassen wollte. Die Ehe selbst sollte bis zu dem Ableben seines Vaters streng geheim gehalten werden.

Da von ihm persönlich ein Übertritt nicht verlangt wurde, so erschienen diese Bedingungen meinem Vetter durchaus nicht so drückend. Er gab sein zweites ‚Ja‘ auf demselben kurzen Wege wie sein erstes.

Die dritte Nachricht, die der Erbprinz erhielt, war die, daß er nun sofort alle diejenigen aus seinem Gefolge und aus seiner Dienerschaft, auf die er sich nicht mit völliger Sicherheit verlassen konnte, wegschicken sollte. Sie kennen ja den

Charakter meines Veters, Baron, er war ein schwacher, aber gewiß sehr gutherziger Mensch, der von seiner Umgebung stets aufrichtig geliebt wurde. Er hielt genaue Umschau; aber schließlich entließ er nur einen seiner Kavaliere, zwei Jäger und einen Lakaien, die erst kürzlich in seine Dienste getreten waren. Die Folge hat ihm recht gegeben: nicht einer von den Leuten seiner Umgebung hat ihn verraten, sie haben alle — bis zu seinem Tode — sein Geheimnis bewahrt.

Wenige Tage drauf kam, mitten in der Nacht, die junge Fürstin an, nur begleitet von einer Zofe und ihrem Beichtvater. Dieser nahm meinem Vetter seinen Schwur ab; gleich hinterher fand die Trauung statt.“

„Das Werk der Jesuiten!“ rief Baron Freihardt.

Der Prinz lächelte: „Sie irren, Baron! Die Gesellschaft Jesu hatte so wenig ihre Hand dabei im Spiel, wie Sie und ich. Die Jesuiten, glauben Sie mir, hätten ihr Spiel feiner gespielt und hätten vor allem ihren Günstling des Zwanges enthoben, betteln zu gehn; sie hätten ihm gewiß die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt. Statt dessen war ich es, der dank der offenen Hand meiner Schwester für diese Familie sorgte, freilich ohne etwas davon zu wissen. Die Untersuchung, die sofort nach dem Tode meines Veters einsetzte, hat die ganze Geschichte restlos aufgeklärt. Es scheint, daß der Erbprinz auf dem Sterbebette seine geheime



Ehe eingestand und zugleich seinen Vater bat, sich des Kindes anzunehmen. Der Herzog legte die Angelegenheit sogleich in die Hände des Staatsprokurators, der, das muß man zugeben, ganze Arbeit lieferte. Er vernahm zuerst einen nach dem anderen alle Herren des Gefolges und die gesamte Dienerschaft. Er konnte schon nach kurzer Zeit Hand auf den Beichtvater der Erbprinzessin legen — denn das war Fürstin Elisabeth nach der Trauung mit Fug und Recht. Ihr Beichtvater, der dem Orden der Prämonstratenser angehörte, wurde im Anspachischen aufgegriffen und sofort an unsern Hof gebracht. Er zeigte weder Reue noch Furcht, war vielmehr stolz darauf, etwas getan zu haben, was für seine Kirche einen Gewinn bringen konnte. Dagegen gab er die Fürstin Elisabeth völlig auf, deckte sie nirgends, ganz offenbar tief entrüstet über ihre spätere Aufführung. Seine Aussage trug den Stempel reinsten Wahrheit. Darnach war sie in der Tat sehr fromm erzogen worden und eine gläubige Katholikin. Ihre Eltern starben sehr früh, das Vermögen hatte ihr Vater bis zum letzten Rest aufgebraucht. So wurde das Mädchen bei einer Tante in Franken erzogen — er war ihr Beichtvater seit ihrem vierzehnten Jahre. Das liebeliche Mädchen lebte dann bei Verwandten, bald auf diesem, bald auf jenem Schlosse oder Gute und war überall ein sehr gern gesehener Gast. Schon

als der Erbprinz bei seinem Besuche in Franken um ihre Hand warb, hielt es der Priester für seine Pflicht, seinem Beichtkinde zu einer geheimen Ehe zuzureden; er stellte ihr vor, wie sie dadurch den Thron und damit das Land für die katholische Kirche zurückgewinnen könne. Fürstin Elisabeth aber wies damals diesen Vorschlag fast mit Ent-rüstung ab.

Dann kam sie, als sie von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Darmstadt zurückkehrte, wieder zu ihm. Sie erzählte ihm genau die skandalöse Auf-führung des Erbprinzen an dem dortigen Hofe; bat dann aber um Absolution für die Sünden, die sie während ihrer Abwesenheit begangen hatte, und beichtete ihm diese.

Ehe sie nach Darmstadt reiste, hatte sie mit ihrer leidenden Tante ein rheinisches Bad auf-gesucht und dort die Bekanntschaft eines Aben-teurers gemacht. Dieser Mann, holländischer oder flamländischer Abkunft, der sich de Hooghe nannte und augenscheinlich über sehr große Mittel ver-fügte, lernte sie im Hotel kennen. Unter den Augen ihrer nichtsahnenden Tante verstand er es, ihr Interesse zu erwecken, und nach wenigen Tagen schon übte er einen unheimlichen Einfluß auf sie aus. Eines Abends stand er, während sie am Klavier saß und ein Lied sang, neben ihr und blätterte ihr die Noten um; bei dieser Gelegenheit verlangte er, daß sie ihm den Schlüssel ihres

Zimmers geben sollte, da er sie dringend in dieser Nacht sprechen müsse. Ohne sich recht bewußt zu werden, was sie eigentlich tat, völlig unter einem Einfluß handelnd, über den sie sich keinerlei Rechenschaft geben konnte, gehorchte Elisabeth. Der Abenteurer kam dann zur Nacht in ihr Schlafzimmer — so stark war sein seltsamer Einfluß, daß sie ihm weder mit Worten noch mit Handlungen auch nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen imstande war.

Sie wurde seine Geliebte — glücklich, jeden seiner Wünsche erfüllen zu dürfen. Fragte nichts, verlangte nichts, gab sich völlig dem berauschten Taumel hin. Diese ganze Schwärmerei dauerte etwa sechs Tage. Als er in der letzten Nacht sich verabschiedete, erklärte er ihr, daß er am nächsten Tage abreisen würde. Plötzlich kam ihr alles, was sie getan, zum Bewußtsein; sie warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn unter Tränen, sie zu seiner Frau zu machen. Sie sagte, daß sie auf Rang und Würden gerne verzichten wolle — nur das eine verlangte sie: daß er ihre Religion annähme. Der Flamländer hörte geduldig zu, dann lachte er. Woher sie denn wisse, ob er katholisch sei oder nicht? Aber das sei gewiß, daß er nie eines Frauenzimmers wegen eine Religion annehmen würde! Übrigens sei diese Frage durchaus überflüssig — da er ja gar nicht daran denke, sie zu heiraten. Sie möge mit ihm kom-

men, wenn sie wolle — mit oder ohne den Segen der Kirche, das sei ganz gleichgültig. Fürstin Elisabeth verdoppelte ihre Bitten und Tränen, jammerte und flehte — erfolglos! Schließlich rief er: „Wo ich bin, kann nur ein Wille herrschen: der meine! Nur dann kann ich dich gebrauchen, wenn du diesen Willen rückhaltlos annimmst!“ Mit diesen Worten ging er hinaus.

Elisabeth sah ihn nicht wieder. Doch bekam sie am andern Tage einen Brief von ihm folgenden Inhalts: „Ich reise nach Frankreich, dann nach Spanien. Ich werde zurück sein in anderthalb Jahren; dann werde ich Dich zu finden wissen. Wenn Du dann leben magst, wie ich es will — werde ich Dich mit mir nehmen.“

Soweit die Mitteilungen Elisabeths, die sie auch außerhalb des Beichtstuhles dem Priester wiederholte. Die junge Fürstin war schwer angegriffen, die Ereignisse in Darmstadt waren nicht dazu angetan gewesen, ihre aufgeregte Seele zu beruhigen. Zudem schien der unheimliche Einfluß des Flamländers durchaus nichts von seiner Stärke verloren zu haben.

Ihr Beichtvater glaubte daher nicht nur für seine Kirche etwas Großes zu tun, sondern zugleich auch den seelischen Frieden seines Beichtkindes wiederherzustellen, wenn er sie zu einer Ehe mit unserm Erbprinzen veranlaßte. Sie liebte ihn nicht — nunwohl, gerade dadurch, daß sie

einem ungeliebten Manne die Hand zum Ehebunde reichte, konnte sie Buße tun für ihre fleischlichen Verfehlungen. Hin- und hergetrieben von widerstreitenden Empfindungen, ohne einen einzigen Berater außer eben ihrem fanatischen Beichtvater, erklärte Elisabeth schließlich ihr Einverständnis.

Der Priester verlor keine Zeit, er zog die Tante ins Geheimnis und reiste sofort mit seinem Beichtkinde und einer treuen Jungfer in ein dem Schloß des Erbprinzen benachbartes Städtchen. Dort bestach er einen der Lakaien — es war eben der, den mein Vetter dann entließ — und begann sein Spiel, das von so schnellem Erfolge gekrönt war. Er selbst fuhr nach der Trauung wieder nach Franken zurück; besuchte aber alle zwei Monate sein Beichtkind auf dem einsamen Schloß.

Nach den Berichten der Kavaliers war die Ehe, wenigstens was den Erbprinzen anbetraf, eine keineswegs unglückliche. Völlig blind in seiner grenzenlosen Leidenschaft, nahm er die Almosen, die ihm seine Gattin reichte, als große Geschenke an. Es scheint gewiß, daß sich die Erbprinzessin die allerdenkbarste Mühe gab, den Pflichten, die sie nun einmal auf sich genommen hatte, gerecht zu werden. Sie versuchte mit übermenschlicher Anstrengung, ihren körperlichen Widerwillen zu bekämpfen; es gelang ihr immerhin insoweit, als sie es fertig brachte, daß wenigstens mein Vetter

nichts oder nur wenig davon bemerkte. Wenn es gar nicht mehr gehn wollte, so nahm sie ihre Zuflucht zu Unpäßlichkeiten und kleinen Krankheiten — die zunächst von ihr vorgeschoben wurden, dann auch in Wirklichkeit sich einstellten. Den baldigen Eintritt ihrer Schwangerschaft begrüßte sie mit sehr geteilten Gefühlen. Einmal schien ihr der Gedanke, von dem ihr so widerwärtigen Manne ein Kind unter dem Herzen zu tragen, ein entsetzlicher, dann aber versöhnte sie damit doch wieder die Tatsache, daß sie nun, nach Besprechung mit einem erfahrenen Arzte, Gelegenheit fand, sich ihren Verpflichtungen als Ehegattin fast vollständig zu entziehn. Je mehr dies der Fall war, um so erträglicher wurde das beiderseitige Verhältnis; es schien beinahe so, als ob die Erbprinzessin sich mit ihrem Schicksal ausgesöhnt habe. Frei von der Pflicht, rohere Liebkosungen erdulden müssen, gab sie kleinere freundlich und mit leichtem Herzen. Nach etwa einjähriger Ehe wurde der junge Prinz geboren; mein Vetter hielt sein Wort und ließ ihn durch den Beichtvater der Erbprinzessin taufen.

Auch jetzt hielt Elisabeth, mit der Unterstützung des Arztes, den Vorwand aufrecht, daß ihre Gesundheit ein eheliches Leben vorderhand noch verbiete. Das Verhältnis der Ehegatten blieb in dieser Zeit ein freundschaftliches, ja fast herzliches. Es schien, als ob sich die Abneigung der Erb-

prinzessin gegen ihren Gatten vermindert habe — oder vielmehr auf das Kind übertragen habe, das sie ganz der Obhut der Frauen überließ und kaum zu sehen wünschte.

Dann traf ein Blitzschlag aus wolkenlosem Himmel das Familienleben meines Veters. Während sie nach dem Abendessen im Musikzimmer mit einem ihrer Kavaliers plauderte, brachte ihr ein Diener einen Brief. Sie öffnete ihn und starrte auf den Inhalt. Es war, als ob etwas sie in dem Augenblicke in Bann schlage, sie ließ den Arm sinken, dann den Brief zu Boden fallen: der Kammerjunker hob ihn auf. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie aus dem Zimmer hinaus.

Von diesem Augenblicke an war sie verschwunden. Alle Nachforschungen blieben vollkommen erfolglos.

Der Brief, den der Kavalier später dem Staatsprokurator vorlegte, enthielt nur zwei kurze Sätze: „Ich bin zurück. Ich warte im Parke.“

Den Rest wissen sie, Baron! Mein Vetter, dem sein Vater inzwischen vergeben hatte, kehrte zum Hofe zurück; lebte dort recht still und zurückgezogen. Sehr bald trat die tückische Krankheit, die an ihm fraß, offener in Erscheinung, zeigte sich endlich in ihrer ganzen Schrecklichkeit — der Tod war gewiß eine Erlösung.

Sein Tod brachte das Geheimnis ans Tageslicht. Der Herzog hat seinem Sohn an dessen Toten-

bette vergeben, mehr noch, er hat den jungen Prinzen als legitimen Erben anerkannt; durch die frommen Absichten des Beichtvaters aber hat er einen dicken Strich gemacht. Das Kind ist noch einmal getauft worden — so lutherisch wie nur möglich, Baron! Und es ist strenge Sorge getragen worden, daß seine Erziehung so orthodox protestantisch vollendet wird, daß von der katholischen Taufe nicht mehr viel übrig bleiben wird. Die unnatürliche Mutter, die mit ihrem Abenteurer in die Welt lief, wird daran, selbst wenn sie das wünschen sollte, kaum je etwas ändern können.“

\* \* \*

Der Prinz schwieg; saß dann still da, in tiefes Nachdenken versunken.

Endlich begann er wieder. „Wäre es nicht um die Narreteien eines verblendeten Liebhabers, um die Gewissensängste eines unglücklichen Mädchens, um die fanatischen Schrullen eines kleinen Priesters und um das frivole Getue eines leichtfertigen Abenteurers — so wäre ich heute der Thronerbe meines Landes. Zwischen mir und der Krone steht ein schwaches Kind, ohne Liebe, ja mit Ekel von seiner Mutter empfangen und geboren. Der Sproß eines bis aufs Mark kranken Vaters — aller Wahrscheinlichkeit nach selbst krank, kaum fähig zu leben und gewiß nicht fähig zu herrschen. Dieses arme Wesen warf ein



bizarres Schicksal in meinen Weg — — sagen Sie, Baron, habe ich nicht das Recht, mehr noch: die Pflicht, darüber hinwegzuschreiten?“

Er wartete keine Antwort ab, stand auf, reichte dem Baron beide Hände. „Sie wissen nun, in großen Zügen wenigstens, alles, lieber Freihardt. Machen Sie dem Grafen Osten und dem Marchese Civitella, Ihren Freunden — auch meinen Freunden, wie ich glaube — Mitteilung; ich weiß, daß ich ihnen Vertrauen schenken kann. Sagen Sie dem Grafen, daß ich sein Anerbieten, bei mir zu stehn, annehme; daß ich ihn bitte, voranzufahren und ein paar Briefe mitzunehmen. Wir sind bisher planlos in der Welt herumgefahren, wir zwei, Baron — nun aber hat dies Leben einen Zweck für uns!“